



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Niemann, August: Die Grafen von Altenschwerdt : Roman : (Fortsetzung.)

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Die Grafen von Altenschwerdt.

Roman von August Niemann (Gotha).

(Fortsetzung.)



aron Sextus ließ vor seinen Augen Dorotheens Schimmel und seinen Goldfuchs satteln, gab den Reitknechten noch einige gewichtige Andeutungen über das Wesen der Kinnkette und die Art und Weise, wie sie eingehakt werden müsse, schwang sich mit einer Gelenkigkeit in den Sattel, die er fast allein für diese Übung noch bewahrt hatte, und ritt vor die Thür, um Dorothea zu erwarten.

Sie kam gleich darauf, die Schleppe über dem Arm, die Treppe herab, und indem sie auf der untersten Stufe stehen blieb, um von hier aufzusteigen, und mit prüfendem Auge ihr Pferd betrachtete, dachte Baron Sextus mit einem nur innerlich gesprochenen Soldatenspruch, sie sei eine prachtvolle Erscheinung, und die Vorsehung dürfe nun und nimmer zulassen, daß ihr die Erbschaft von Eichhausen entgehe.

Auf dem Wege zum Erlenbruch, den sie in schlankem Trabe zurücklegten, ward nur sehr wenig gesprochen, dort aber ritten sie im Schritt an der in Frage stehenden Stelle auf und ab, und nachdem Dorothea ihre Gedanken entwickelt hatte, sagte der Baron: Das sind ganz hübsche Ideen, mein liebes Kind, aber es kommt mir doch so vor, als wolltest du etwa mit deinem Fingerhut anfangen, das Meer da drüben auszuschöpfen. Denn der Grund des jetzigen Glends ist ein ganz allgemeiner, der nicht nur hier auf unsrer Herrschaft, sondern überall im Kreise, überall in der Provinz, überall in der Monarchie und eigentlich überall in der Welt herrscht, nämlich kein anderer als die Revolution, die Schrankenlosigkeit infolge der Aufhebung alter guter Staatseinrichtungen. Seitdem man den Bestand des Adels erschüttert hat, sind die Grundvesten der Gesetzmäßigkeit, der Ordnung, und damit auch des Wohlstandes der ländlichen Bevölkerung ins Wanken gekommen, und der Einzelne kann daran schwerlich etwas bessern. Wir haben ja fast keinen Einfluß mehr auf die Leute. Wie können wir etwas zur Verbesserung ihrer Lage thun, wo wir sie doch nicht mehr zum Guten zwingen können, und wo sie, von demokratischen Ideen angesteckt, jede beabsichtigte Fürsorge unsrerseits als eine unberechtigte Einmischung beargwohnen? Ich fürchte, daß die Leute, die du hier in einer Kolonie vereinigen willst, wenn die Geschichte wirklich zustande kommt, sich einbilden werden,

Grenzboten II. 1883.

78

von dir in eine Strafanstalt gebracht zu sein. Es wird sich hier ein Herd von Unzufriedenheit und Empörung bilden, und wir werden unser Geld ausgeben, um ein Diebesnest zu gründen. Sie werden von hier aus in bequemer Weise Beutezüge in die benachbarten Acker und Felder unternehmen können.

Du hast gewiß ganz Recht, Papa, wenn du die Aufhebung unsrer alten Rechte für die Ursache des Elends unter dem armen Volke hältst, erwiderte Dorothea. Aber ich habe doch den Glauben, daß wir mit gutem Willen und Klugheit das beste von jenen Rechten zurückkaufen könnten. Wenn ich mir das arme Volk so ansehe, kommen mir die Leute vor wie die Kinder, die wohl nur deshalb ungezogen und widerspenstig sind, weil man sie nicht richtig nimmt, zu viel von ihnen verlangt und ihnen nicht genug Liebe bezeugt. Das arme Volk hört gleich den Kindern nicht auf verständige Gründe und wird boshaft, wenn man es bestraft, aber es ist sehr feinfühlig, wenn es wahre Güte bemerkt. Könnten wir nicht durch Liebe ersetzen, was uns an Zwangsmitteln genommen ist? Die Leute wollen erzogen werden, gerade wie die Kinder, und eine Erziehung ist nur möglich, wenn wir sie fühlen lassen, daß sie hilfsbedürftig sind und daß sie bei uns Hilfe finden. Ich glaube, wir thun nicht ganz unsre Pflicht. Wir sind viel auf Reisen gewesen, und hier sind wir nur gleichsam zum Besuch. Aber der Edelmann, dessen Kraft im Grundbesitz wurzelt, sollte seine Fähigkeit auch dem Lande widmen, und nicht ernten wollen, wo er nicht gesäet hat. Oft, wenn ich während der Ernte in den letzten Wochen durch die Felder ritt oder fuhr, mußte ich denken, daß das Landleben wunder schön sei für den, der als Landmann lebt und den Landbau liebt.

Dorothea wies mit der Hand auf ein Gespann brauner Ochsen, das unweit des Weges auf dem Acker hielt. Sieh die schönen Tiere unbeweglich vor dem Pfluge stehen, sagte sie. Wie die Rauchsäulen aus ihrer Nase gehen und wie sich jetzt die kleine Bachstelze auf das schwarze Horn des Stieres schwingt! Ist es nicht ein wohlthuender Anblick? Wenn die Acker und Wiesen mit fleißigen Leuten gefüllt sind, die die Sensen schwingen und ein Lied im Chor singen, wenn in der Ferne die Herden wandeln und der Geruch der Ackererde emporsteigt, dann habe ich die Überzeugung, daß unser wahrer Beruf nicht der ist, nur die Revenüen aus Sieghausen zu ziehen, sondern immer hier zu leben und unsre Freude darin zu suchen, daß wir alles um uns her vergnügt und froh machen. Sicher aber würden bald alle unsre Diener und Arbeiter zufrieden und froh sein, wenn wir selbst es wären und es uns zur Aufgabe machten, im Mittelpunkte einer großen Familie, welche alle Angehörigen der Herrschaft umfaßte, eines jeden Arbeit zu leiten, zu überwachen und zu belohnen. Siehst du, lieber Papa, wenn ich so zuweilen magern Pferden begegne, die kaum den Pflug oder den Wagen durch den schweren Boden noch weiterschleppen können und unter schweren Hieben zusammenbrechen wollen, oder armen blaffen, verhungerten Tagelöhnern, die einen Fuselgeruch um sich verbreiten, wenn ich elende Hütten sehe, die den Einsturz drohen, und wenn ich daran denke, daß habgierige Pächter unerbittlich den Schweiß der Armen fordern, dann regt sich in mir das Gewissen. Ich sage mir, daß das alles nicht sein würde, wenn wir aus der Behauung unsrer Ländereien ein Werkzeug der Wohlthätigkeit und damit die Quelle unsrer Freude machen wollten. Schenkt doch die gütige Natur all unsern Reichtum aus dem Schoße der Erde hervor, und sollten wir doch deshalb die Verwalter ihrer Gaben, nicht aber harte Herren sein, die gleichgiltig die Arbeit der Unterdrückten sich gefallen lassen. Und ich

bin auch überzeugt, daß wir uns selbst nur desto besser dabei stehen würden. Eine weise Verwaltung, die freigebig und gerecht bei Austeilung des Arbeitslohnes ist und den Leuten Lust macht, für die Herrschaft thätig zu sein, weil sie selbst ihren Vorteil darin finden, die muß schließlich ebensoviel mehr abwerfen, wie die Liebe mehr erreicht als der Zwang.

Du bist ein gutes Mädchen, sagte der Baron, indem er seiner Tochter nicht ohne Rührung in das von Begeisterung gerötete Antlitz sehen konnte. Freilich kannst du in deiner Unschuld und Unerfahrenheit nicht die großen Bedenken ermessen, die der praktischen Ausführung solcher idealen Gedanken entgegenstehen. Du weißt eben nicht, wie tief das Gift der fluchwürdigen Revolution von neunundachtzig sich im Laufe der Zeit in die Völker eingefressen hat. Aber du sprichst wie die echte Tochter eines alten Geschlechts, das seine Aufgaben im Staatsleben immer ernsthaft genommen hat.

Die Pferde gingen im Schritt nebeneinander, man hatte den Erlbruch verlassen und war auf einem Wege, der ein schmales Stück Wald durchschnitt und beim Ausgange aus demselben zu ausgedehnten Stoppelfeldern führte.

Der Baron dachte über die Ansichten seiner Tochter nach und fand es unbegreiflich, daß sie Neigung zu einem Manne von zweideutigem Charakter gefaßt haben sollte. Aber allerdings war er selbst ja sogar durch die trügerische Außenseite Eberhardts bestochen worden.

Als sie aus dem Waldwege hervorkamen, lag ein großer Teil der nun abgeernteten Acker, die zur Herrschaft gehörten, fast unübersehbar ausgebreitet vor ihren Augen, und es ragte aus der weiten, von hier aus offen erscheinenden Ebene das alte Schloß selbst hervor, die von der Sonne vergoldeten Thurmspitzen gen Himmel streckend, während die grauen Mauern in der Entfernung bläulich schimmerten.

Der Baron hielt sein Pferd an. Siehst du, Dorothea, sagte er in feierlichem Tone, dort steht unser Stammsitz vor uns, und deine Worte erregen eine frohe Hoffnung in mir, indem sie mir zeigen, welches tiefe und echte Gefühl du für Ehre und Besitz der Familie hast. Höre mich an, mein liebes Kind, es ist in deine Hand die Entscheidung über das Schicksal der Sextus gelegt. Dieses Schloß und diese schöne Herrschaft drohen unsern Händen zu entgleiten und an die Nebenlinie zu fallen, von der du wohl weißt, wie ich über sie denke. Mein heffischer Vetter wird dies Land mit Schulden belasten, wird die Angehörigen der Herrschaft, stets die Philanthropie im Munde, aber nicht im Beutel, ausaugen, und, was schlimmer als das ist, mit den Revenüen von Eichhausen die Politik des Liberalismus verstärken — wenn du es nicht verhinderst.

Dorothea saß unbeweglich im Sattel, ihre Wangen hatten die Röthe verloren, und ihr Blick hing fragend an den Lippen des Vaters.

Mein weiser Ahn Blasius, fuhr der Baron fort, hat uns eine Möglichkeit gelassen, dies Unglück zu verhüten, und die Vorsehung selbst kommt seiner Voraussicht entgegen. Mit großer Mühe und nach langen Kämpfen, aber mit endlichem Erfolge ist er bestrebt gewesen, die Genehmigung eines Familiengesetzes allerhöchsten Ortes zu erhalten, wonach du, meine liebe Dorothea, obwohl nur eine Tochter, doch die Erbschaft von Eichhausen antreten wirst, unter einer Bedingung. Du mußt nämlich den Grafen Dietrich heiraten, welcher als letzter Sproß des edeln Geschlechts derer von Altenschwerdt, die immer mit den Sextus innig vertraut waren, dir die familiengesetzlich bestimmte Qualität der Erbin als dein Gatte verleiht. Dies ist der einzige, absolut einzige Weg, der uns übrig ge-

lassen ist, und ich erblicke deutlich den Finger Gottes darin, daß er es so gefügt hat, daß ein Graf Altenschwerdt in heiratsfähigem Alter vorhanden und zugleich ledig und geneigt ist, dich zu nehmen. Ich habe dir diese Eröffnung bis jetzt vorenthalten, mein Kind, um dich nicht zu beunruhigen und deine Jugend nicht mit Ideen zu erfüllen, die ja doch vielleicht nicht zur Wirklichkeit werden konnten, jetzt aber, wo die Möglichkeit der Ausführung vorhanden ist, wo du erwachsen bist und ich täglich neue Beweise deines Verstandes und deiner Gesinnung erblicke, jetzt ist es Zeit, dir alles zu offenbaren, damit du mit vollem Bewußtsein den rechten Weg gehen kannst. Stelle dir vor, mein Kind, welche große und schöne Aufgabe dir winkt, indem du die dem Erlöschen nahen Geschlechter der Sextus und der Altenschwerdt, aus denen so viele tapfre Edelleute und Reiterführer hervorgegangen sind, vereinigt und neu belebst. Deine Kinder werden den emporgestreckten Arm mit dem Schwert zugleich mit unsern sechs Sternen im Wappen führen und, wie ich zu Gott hoffe, die wackern Elemente aus dem Blut beider Familien in sich vereinigen. Dann wird dir auch Gelegenheit gegeben werden, deine vortrefflichen Ideen der Erziehung unsrer verlotterten Landbevölkerung ins Werk zu setzen, und es wird dir vielleicht bei deiner jugendfrischen Energie besser gelingen als mir altem Invaliden, in diese Bande Ordnung und Raison zu bringen.

Baron Sextus hatte bei dieser Rede sein in der Ferne winkendes Schloß angesehen, als ob in diesem Anblick der Quell der Beredsamkeit für ihn liege, und hatte es vermieden Dorothea anzusehen, weil er das Gefühl hatte, seine guten und wahren Gründe seien mit einer kleinen Dosis Sophistik vermischt, welche von Dorotheens klarer Unterscheidungskraft leicht ausgeschieden werden könnten. Als er aber noch immer keine Antwort, auch keinen Einwurf vernahm, blickte er ihr endlich in die Augen und sah mit Bestürzung, daß sie nahe daran war, ohnmächtig zu werden. Sie war sehr bleich, ihre Lippen bläulich, ihre Augen halb geschlossen, und sie schwankte in ihrem Sitz.

Erschreckt drängte er sein Pferd nahe an den Schimmel heran, faßte ihre Hand und rief nach dem Reitknecht, der in der Entfernung hielt.

Aber die Berührung seiner Hand und sein Ruf erweckten Dorothea schon aus ihrer Erstarrung. Ein Schauer durchflog ihren Körper, sie atmete tief, schlug die Augen wieder auf und ließ ihr Pferd, als der Diener herankam, wieder angehen.

Etwas schnell, wenn es dir recht ist, sagte sie mit leiser Stimme, nachdem sie etwa hundert Schritte stumm neben einander her geritten waren.

Baron Sextus wagte bei ihrer tiefen Bewegung und angesichts ihrer tiefen Blässe nicht, das Thema wieder aufzunehmen. Er setzte gleich seiner Tochter das Pferd in Galopp. Dorothea beugte sich vorn über, und immer schneller und weiter griff der Schimmel aus.

Es ging auf dem nächsten Wege nach Schloß Sichhausen zurück, und in vollem Lauf erreichten die Kofse das düstere gewölbte Thor.

Der Baron stieg mit ungewohnter Schnelligkeit ab und reichte seiner Tochter die Hand, um ihr aus dem Sattel zu helfen. Er sah ihr besorgt ins Gesicht. Diese bleichen Züge trugen einen schmerzlichen Ausdruck. Sie dankte ihm mit einem wehmütigen Lächeln und wandte sich ab, um sich in ihre Wohnung zu begeben.

Er stand mit gerunzelter Stirn noch eine Weile vor der Treppe, welche sie hinaufgeschritten war, und ging dann mit fest zusammengepreßten Lippen in

sein Arbeitszimmer, wo er lange Zeit in sich gefehrt das Bildnis seines Ahnen Blasius betrachtete, der aus dem Moder vergangner Zeiten heraus seine Hand in das Dasein der Lebenden streckte.

Dreißigstes Kapitel.

Dorotheens Augen hatten einen unheimlichen Glanz, der Millicent beunruhigte, als sie der Freundin behilflich war, sich ihres Reitanzuges zu entledigen, und ihre Lippen öffneten sich zu keiner Mitteilung. Es schien, als herrsche eine Bewegung in ihrem Innern, welche sich scheue, an die Außenwelt zu treten. Ihr starres Wesen verließ sie den Tag über nicht und erweichte sich selbst nicht vor Millicents zärtlichem Anschmiegen und der beweglichen Frage ihrer bittenden Augen.

Beim Thee wie beim Mittagessen, wo sie mit ihrem Vater und der Gräfin zusammentraf, bewahrte sie eine eisige Haltung und sprach nur wenige und gleichgiltige Worte. Doch redeten ihre blassen Wangen und heißen Augen verständlich genug und beunruhigten namentlich die Gräfin, welche vom Baron erfahren hatte, was auf dem Spazierritte gesprochen worden war, und es vorgezogen hätte, Dorothea in Thränen zu sehen. Einige male begegneten sich die Blicke beider Damen, und in diesen Sekunden ward zwischen ihnen eine stumme Unterhaltung gepflogen, welche sehr beredt war.

Gräfin Sibylle nahm ein ruhiges, beinahe schmachthendes Wesen an, worin sie sich als die natürliche Bundesgenossin ihres Wirtes darstellte, und sie wußte mit leicht gesenktem Kopfe und einem gelegentlichen kaum hörbaren Seufzer in dem Baron das Gefühl hervorzurufen, daß er ein Vater sei, der wenig Dank von seinem Kinde ernte. Sie sah ihn zuweilen in einer Art und Weise an, welche ihm sagte, daß er nicht allein stehe, indem er Gehorsam verlange, und daß es jemand gebe, der auf alle Fälle mit ihm sei, seine Empfindungen verstehe und ihm nötigenfalls Trost verleihen könne.

Dorothea bemerkte recht wohl dies stumme Spiel, ihre Beobachtung schien sich durch die Eröffnung ihres Vaters verschärft zu haben, und die Gräfin konnte in ihrer Miene lesen, was ihr nicht angenehm zu erfahren war.

Die Stunden schlichen langsam dahin, weil kein unbefangenes Gespräch möglich war, und zu ungewöhnlich früher Zeit erhob sich nach dem Thee die Gräfin, indem sie erklärte, daß sie sich noch immer angegriffen fühle. Der Baron sah seine Tochter noch einmal fragend an, indem jene gute Nacht wünschte, aber Dorothea erklärte ebenfalls, daß sie müde sei, und zog sich ebenfalls zurück.

Sie sank, als sie auf ihrem Zimmer angelangt war, in ihrem Stuhl zusammen und starrte trübe vor sich hin.

Millicent kam leise heran, betrachtete die Freundin erst von weitem und kniete dann neben ihr nieder.

Ich habe deinen Brief besorgt, sagte sie, als Dorothea ihr noch immer keine Aufmerksamkeit schenkte.

Du hast ihn besorgt! entgegnete Dorothea. Ach, Kind, Kind! Was soll daraus werden?

Millicent strich ihr lieblosend über das Haar und küßte ihr die schlaff herabhängende Hand.

Was soll daraus werden? wiederholte Dorothea, indem eine Thräne sich ihr ins Auge drängte. Mein guter lieber Vater, er nähert sich den siebenzig Jahren, er hat geglaubt, in seinem Alter an mir einen Trost und eine Stütze zu finden! Bin ich es wert, jemals glücklich zu werden, wenn ich ihn tödlich kränke? Er setzt die Hoffnung seines Lebens auf mich, und wenn ich auch meine, daß es Vorurteile sind, die ihn beherrschen, so bleibt es darum doch wahr, daß sein Herz an ihnen hängt, und daß er trostlos sein wird, wenn ich seine Hoffnung vereitle.

So ist es also soweit gekommen? rief Millicent. Er will, daß du den Grafen heiratest?

Ja, mein Kind. Er hat es mir heute gesagt. Und ich sehe deutlich aus allen Umständen, es ist ein so heißer Wunsch von ihm, daß er unglücklich wird, wenn ich es nicht thue.

Und ich sehe deutlich aus allen Umständen, daß du unglücklich wirst, wenn du es thust, sagte Millicent mit entschiedner Betonung. Mein Himmel, wenn doch Eltern, Brüder und Freunde endlich einmal einsehen wollten, daß nicht sie es sind, die ihr Lebenlang mit einem aufgedrängten Manne zu leben haben! Wer nachher die Last zu tragen hat, der sollte auch vorher die Wahl haben!

Das ist ja schon gut, erwiederte Dorothea, aber es fragt sich jetzt nicht darum, ob ich das Recht habe, selbst wählen zu dürfen. Darüber bin ich nicht im Zweifel. Mein Gewissen sagt mir, daß es ein ungerechtes Verlangen ist, wenn man fordert, ich soll der Familie zu Liebe den Mann zurückweisen, den ich liebe und einen andern heiraten, den ich nicht lieben und nicht einmal recht achten kann. Aber es fragt sich darum: Habe ich das Recht, meinen Vater tief, tief zu betrüben? Und das heißt hier heinahe schon: Habe ich das Recht, ihn zu töten? Du kennst ihn, Millicent. Du weißt, wie er an seinen Ideen hängt. Er wird das äußerste versuchen, um mich zu zwingen, und wenn es ihm nicht gelingt — o ich schaudre bei dem Gedanken an die Kämpfe, die es geben wird! — wenn ich beharre, so kann der Kummer ihm das Leben kosten. Soll ich ihm das Leben rauben, der es mir gab? Soll ich ihm die letzten Jahre verbittern, der liebevoll über meinen jungen Jahren gewacht hat?

Dorothea war aufgesprungen und schritt händeringend durch das Gemach.

Er hat nur mich. Er hat keinen Sohn. Es hat ihm schon soviel Gram verursacht, daß ich nur ein Mädchen bin, und ich soll ihn nun im hohen Alter verlassen, wo ich seine Pflegerin sein könnte? Ich soll ihn in Einsamkeit lassen und die Gebrechlichkeit seiner letzten Tage nicht stützen? O ich weiß, der Gedanke daran und nun gar der Gedanke an die heuchlerischen Bemühungen jener intriganten Frau, die ihn umschmeichelt, wird mir keine ruhige Minute lassen und würde mir alles Glück, das die Liebe mir bieten könnte, in Thränen der Reue ersticken!

Sie kehrte zu ihrem Sitze zurück, verbarg ihr Gesicht in den Händen und stöhnte tief.

Nun wahrhaftig, sagte Millicent, welche bestürzt da stand, ich freue mich, daß ich keine vornehme Dame bin! Bei unsereinem klingt der Ton doch nicht gleich so tragisch. Ich danke Gott, daß kein Rittergut und kein Wappen hinter mir herschleppt, und daß kein Mensch aus Gram stirbt, wenn ich einem Grafen den Korb gebe. Du bist zu gut, fuhr sie fort, als Dorothea nichts sagte, du bist gerade so, als ob du geschaffen wärest, andrer Leute Schuld auf deinen

Nacken zu laden. Ich habe von der zärtlichen Besorgnis deines Vaters für dich nie viel gesehen. Ist das vielleicht ein Beweis dafür, daß er dich mit Gewalt verheiraten will? Ich glaube, er denkt an deine Pflege für seine alten Tage nicht halb soviel als du. Wenn du den Grafen nimmst, so gehst du ja doch mit ihm fort. Der wird sich hüten, hier auf dem Lande zu bleiben und die Hühner zu füttern! Ich weiß auch gar nicht, was du von verlassen sprichst. Du sollst sehen, daß die Geschichte ganz anders kommt. Umsonst schleicht die gnädige Frau Gräfin nicht um ihn herum und dreht ihm alle Worte zu Gefallen, sitzt mit ihm in der Bibliothek und sieht ihn verliebt an — die alte Kage! Wenn deinem Vater daran liegt, dich zu behalten, so sollte er dich doch gerade dem schönen Maler geben, denn der wird gern hier bleiben. Aber freilich, das würde — beinahe hätte ich etwas gegen das blaue Blut gesagt.

Dorothea sah empör und drückte ihr Tuch an die Augen.

Niemals, sagte sie, niemals wird mein Vater gestatten, daß ich ihn heirate.

Ich glaube es auch nicht, entgegnete Millicent, indem sie sich auf einer Fußbank neben Dorothea in ihrer Lieblingsweise niederließ. Aber wenn du nachgiebst, armes Herz, bedenke, wie schrecklich das für dich werden wird. Du hältst es nicht aus. Es ist mit eurer Liebe schon zu weit gekommen. Großer Gott, wenn ich denke, ich sollte jetzt auf einen Schlag meinen Degenhard aufgeben und einen andern heiraten! Lieber ginge ich ins Wasser. Denk nur, wie das sein wird, wenn du immer an ihn denken mußt und anstatt seiner den Grafen bei dir hast! Du hältst es wahrhaftig nicht aus. Du kannst ebenso leicht dein Herz aus der Brust reißen und wegwerfen, wie du diese Liebe herausreißen und vergessen kannst. Denk an das lange Leben, immer wieder neue Tage und neue Nächte, und immer wieder steht der Geliebte im Geiste vor dir, du hastest nach einem Schatten und findest an seiner Stelle einen Mann, den du nicht liebst. Du wirfst ganz Gift und Galle und verzehrst dich in dir selbst. Lieber trocken Brot und Wasser, lieber barfuß betteln, als das!

Wie grausam von dir! sagte Dorothea vorwurfsvoll. Anstatt mich zu trösten und in tugendhaften Entschlüssen zu bestärken, fackst du die Flamme der Leidenschaft in mir an.

Ach, das ist alles recht schön mit der Tugend, entgegnete Millicent ganz ungerührt, aber man soll es auch nicht übertreiben. Wenn wir uns mehr vornehmen, als wir leisten können, so brechen wir zusammen wie der Esel mit dem allzu schweren Sack, und dann ist das Unrecht, das wir begehen, weil wir das Elend nicht aushalten können, noch größer als das Unrecht, welches wir vermeiden wollten. Wenn ich etwa meinem Bruder zu Gefallen einen Mann heiratete, den ich nicht liebte, so weiß ich ganz gewiß, nicht nur mein Bruder und Mann, sondern ich selbst würde es schwer zu bereuen haben.

Alles, was du da sagst, dient nur dazu, meine Trostlosigkeit zu vermehren, denn es zeigt mir deutlich, daß das Unglück kommen muß, ich mag es anfangen, wie ich will. Siehst du denn nicht ein, daß ich es bin, die allein noch meinen Vater abhält, in seinen alten Tagen eine große Thorheit zu begehen? Ich fühle, daß ich ihn vor den Schlingen der intriganten Frau beschützen kann — wenn es überhaupt irgend jemand giebt, der das kann. Ich bin in einer schrecklichen Lage. Ich werde von Wünschen und Befürchtungen und Zweifeln hilflos bald nach dieser, bald nach jener Seite gerissen. Wenn ich es noch allein wäre, die die traurigen Folgen zu tragen hätte! Nun habe ich ja Eberhardt mein Wort gegeben, und er wird mich verfluchen, wenn ich ihm treulos werde. Er

wird unglücklich werden, und die Erinnerung an mich wird die Dual seines Lebens sein. Er gehört nicht zu den Männern, die die Liebe als einen gelegentlichen Zeitvertreib betrachten, sondern er ist eine von jenen tief empfindenden Naturen, für welche eine echte Herzensneigung entscheidend wird. Ich vergifte seine ganze Zukunft, wenn ich ihm die Treue breche. Ich raube ihm den Glauben an die Menschheit, den Glauben an das Gute und Schöne, und so vernichte ich auch seine Kunst. Wenn er ohne Ideale ist, so wird er nichts Großes mehr leisten, er wird vielleicht zu jenen cynischen, verbitterten Leuten hinabgezogen werden, die für das Beste im Leben nur ein höhnisches Lachen haben, und der Vorwurf, eine edle Seele zerstört zu haben, wird auf mir lasten. Glaubst du, ich wäre unempfindlich für das Glück, das ich finden könnte? Ach, meine Einbildungskraft ist nur zu rege. Ich denke oft daran, wie schön es sein müßte, seinem Werben ohne Bedenken zu folgen. Ich sehe mich im Geiste auf dem Schiffe mit ihm vereinigt, das uns hinüberträgt nach seinem Lande. Ich sehe die Wellen des Ozeans hinter uns zurückweichen und den Kiel nach einer Küste gerichtet, wo keine Vorurteile uns mehr trennen. Ich sehe die einfache, heitere Häuslichkeit vor mir, die ich ihm verschönern soll und die er mir zum Paradiese machen würde. Ach, Millicent, glaubst du, ich wüßte nicht, was das Glück ist? Glaubst du, ich wüßte nicht, daß ich ihm sogar ein großes Leid und Unrecht zufüge, wenn ich mir dies selbige Glück versage? Nicht nur mein Herz, sondern auch das Gefühl der Pflicht zieht mich zu ihm hin, und ich vergesse, wenn ich an ihn denke, meinen Vater. Was soll ich also thun? Ich weiß es nicht, ich finde keinen Weg in mir selber vorgezeichnet. Was ich auch thun mag, notwendig muß ich entweder ihn oder meinen Vater zur Verzweiflung treiben, und ich sehe auf alle Fälle eine Zukunft voll Reue und Betrübnis vor mir.

Millicent sah ihre Freundin mitleidig an. Es war etwas steinernes in Dorotheens Haltung, und es schien bereits das von ihr vorausempfundene Unglück ihre sonstige Energie zu lähmen. Sie blickte jetzt ruhelos um sich, starrte dann lange auf denselben Fleck und ordnete mechanisch ihr Haar zur Nacht.

Millicent fing an zu weinen.

Dazu peinigen mich noch die Bilder eines Glückes, das sein könnte, aber nie sein wird, fuhr Dorothea fort. Ich stelle mir vor, daß mein Vater seine Einwilligung gäbe, und daß ich zu gleicher Zeit eine gute Tochter und eine glückliche Braut wäre! Ich kann dir nicht beschreiben, in welchem Zustand mich dieser Gedanke bringt, während ich mir sagen muß, daß es unmöglich ist. Es ist, als dehnte sich in mir etwas aus, bis es nahe am Zerspringen wäre. Es ist ganz schrecklich, und ich weiß nicht, wie ich es ertragen soll. Ganz finster steht es vor mir, und ich möchte wünschen, daß irgend etwas geschähe, was mich errettete, und wenn es auch schrecklich wäre. Irgend etwas von außen, irgend eine Entscheidung, irgend ein Zwang, der mich befreite, indem er mich gewaltsam hierhin oder dorthin stieße!

Millicent stand ratlos vor der Freundin und ward von ihrem sonstigen Übermut völlig verlassen, indem sie einsah, wie ernsthaft Dorothea diese Bedenken nahm. Alle Trostgründe erstarben ihr auf den Lippen, und sie vermochte zu nichts mehr zu raten. So brach sie schließlich denn auch in Klagen aus, jammerte über die Härtherzigkeit des Barons und die traurige Lage vornehmer Leute, schalt auf die Liebe und verwünschte jene Stunde, wo sie den fremden Maler im Walde getroffen hätten.

Dorothea hörte alles schweigend mit an, als würde wohl ihr Ohr, aber nicht ihr Geist von diesen unnützen Reden berührt, und auch als Millicent ihr endlich die Arme um den Hals schlang und sie mit ihren Thränen zu erweichen bemühte, blieb sie still und starr.

Gleichwohl blieben die Bemerkungen Millicents nicht ohne Wirkung auf sie, indem sie einigen Gedanken, welche sich in ihr selbst regten, deutlichere Gestalt verliehen. Während sie ruhelos die halbe Nacht hindurch Kopf und Herz zermarterte, gewannen diese Gedanken, welche dem mächtigsten Zuge ihrer Natur entsprachen, immer mehr Gewalt, und als sie am andern Morgen vom Schlafe erwachte, den ihr ihre Jugend und kräftige Gesundheit trotz aller Sorgen verschafft hatten, war die heiße Sehnsucht nach dem Glück in Eberhardts Liebe ihr erstes Gefühl.

Es ist zuviel, was ich von mir verlange, sagte sie sich, und ich darf mich über meine Kraft nicht täuschen. Ich könnte mich wohl in einem starken Anlauf entschließen, ihn zu opfern, aber später wäre ich verloren, denn dieser Mut der Entfagung würde gegenüber der Zeit und dem Glende jedes neuen Tages nicht vorhalten. Ich betrüge mich selbst, wenn ich mir vorspiegele, daß die Erfüllung der Pflicht gegen meinen Vater mich für immer über die Vernichtung meiner Liebe hinwegsetzen würde. Ich sehe mich im Geiste verheiratet mit einem Manne, den zu lieben ich mich jede Minute von neuem zwingen müßte, und dagegen erscheint mir sein Bild, wie er so treu und so unglücklich ist, und wie er sagen wird, daß ich doch den Reichtum und die hohe Geburt mehr liebte als ihn. Bald wird er mich verachten, bald mir zürnen, und doch in Liebe an mich denken. So werden wir wohl getrennt sein, aber doch vereinigt, und wir werden beide an dieser unnatürlichen Lage zu Grunde gehen. Wird nicht mein zukünftiges Leben eine einzige große fortgesetzte Sünde sein? Ist es mir möglich, sein Bild aus meiner Seele auszulöschen, während mein Körper einem andern gehört? Habe ich das Recht, sein Leben zu zerstören, indem ich treulos bin? Und begehe ich nicht auch ein schweres Unrecht gegen Dietrich? Ich werde niemals so sehr heucheln können, daß er sich einbilden kann, ich liebte ihn, und so werde ich die Schuld tragen, wenn dieser haltlose und doch der Liebe bedürftige Mann sich von mir abwendet und auch sein Leben zu einer Lüge macht. Nein, es hat alles seine Grenze, und die göttliche Vorsehung, welche mir diesen unauslöschlichen Drang ins Herz gab, kann nicht wollen, daß ich mich selbst vernichte, indem ich mein Herz ersticke. Wenn ich ja verurteilt bin, eine Schlechtigkeit zu begehen, so soll es wenigstens eine Schlechtigkeit sein, deren Folgen in ihrer ganzen Schrecklichkeit nicht so sicher sind und nicht so klar von mir vorausgesehen werden. Wenn mir ein volles Glück nun einmal nicht bestimmt ist, da ich wohl sehe, daß der Gedanke an meinen Vater mich auch inmitten der Liebe nicht verlassen wird, so will ich doch der Natur ihre Rechte lassen und das kleinere Unglück wählen.

In solche Überlegungen vertieft, sah Dorothea die Stunden des Vormittags langsam und peinvoll dahinschleichen. Sie zeigte ihrem Vater und der Gräfin ein ernstes, blaßes Gesicht und wußte den fragenden Blicken des erstern eine solche Miene entgegenzusetzen, daß er für jetzt nicht auf einer Beantwortung seines Verlangens bestand.

Lassen Sie ihr Zeit! flüsterte die Gräfin dem Baron. Das liebe, süße Kind ist überrascht, wie junge Mädchen immer sind, aber ich weiß, daß es ihr niemals in den Sinn kommen könnte, der geheiligten Autorität des Vaters und den Traditionen des Geschlechts der Sertus zu widersprechen.

Es ist recht fatal, daß Dietrich jetzt gerade abwesend ist, antwortete Baron Sextus.

Sehr fatal, aber der Dienst, lieber Baron! Mein Sohn setzt natürlich dem Dienst jedes andre Interesse nach.

Der Baron nickte zustimmend mit dem Kopfe. Der wahre Sinn für das, was Dienst ist, kommt in der Neuzeit auch mehr und mehr ab, sagte er dann. In frühern Zeiten gab es noch ein Gefühl für Pflicht, und deshalb auch ein Gefühl für Verantwortlichkeit. Jetzt steckt sich alles hinter die Gesetze, und der Mut der persönlichen Vertretung der Dienstpflicht wird nur noch bei wenigen gefunden. Eine natürliche Folge der Revolution! Denn wenn der König nicht mehr persönlich vor Gott verantwortlich ist wegen einer christlichen Regierung, sondern über sich ein Gesetz kennt, das die sogenannten Volksvertreter ausgeübelt haben, was sollen da die Beamten thun? In keinem steckt mehr das rechte Bewußtsein, daß er vom König an seinen Platz gestellt ist und da in Gemäßheit der göttlichen Ordnung stehen bleiben muß, mag ihn der Teufel oder die Guillotine holen wollen. Sondern die klugen Beamten gucken in die Gesetzbücher und sehen dort nach, wie die Ausübung ihres Dienstes sich mit der sogenannten Konstitution verträgt. Da ist es denn freilich kein Wunder, wenn wir einen Fortschritt nach dem andern erleben, wenn sich eine Feigheit an die andre reiht und ein Gesetz sich aus dem andern herausentwickelt, bis wir schließlich auf ganz gesetzmäßigem Wege bei der Republik angekommen sein werden.

Sehr richtig, lieber Baron, erwiederte die Gräfin seufzend. Und das schlimmste ist, daß es in der Familie nach denselben Grundsätzen zugeht. Wie in Beamtenkreisen nach den Gesetzen der Konstitution, so wird in den Familien nach den Gesetzen der Natur gefragt. Der Katechismus wird abgedankt, dafür werden Naturwissenschaften getrieben. Die Folge davon ist, daß die Kinder mit den Eltern disputiren und dem Naturrecht anstatt dem elterlichen Befehle folgen wollen. Daher rührt vieles Schlimme. Denn die Familie ist die erste Grundlage des Staates, und alles, was hier privatim gesündigt wird, rächt sich notwendigerweise im allgemeinen. Deshalb ist es für mich auch eine wahre Erquickung, in Ihr Haus hineinzusehen, lieber Baron. Schloß Eichhausen ist noch so eine stolze Burg alter guter Zeiten, wo das Recht von Gottes Gnaden gilt und das Familienhaupt seine Autorität heilig zu halten weiß.

Während Gräfin Sibylle mit diesen und ähnlichen Worten dem Baron zu schmeicheln und ihn zu energischem Verfahren mit seiner Tochter aufzustacheln suchte, und während Dorothea in halber Verzweiflung einer Entscheidung ihres Schicksals entgegenah, war Eberhardt, noch ganz durchglüht von Dorotheens erster Umarmung, mit dem kleinen Brief beschäftigt, den er von ihr erhalten hatte und worin er aufgefordert wurde, zwischen vier und fünf Uhr nachmittags an dem schwarzen Teich bei Eichhausen zu sein.

Es waren nur sehr wenige Worte, die ihn zu diesem Stellbuchein luden, aber Eberhardt hatte doch lange daran zu thun, sie zu lesen. Er untersuchte die zierlichen, schlanken Schriftzüge, als könnte er aus ihnen herausfinden, was die Schreiberin gedacht habe, als sie ihn zu kommen bat. Was mochte vorgefallen sein? Die Stunde war eine ungewöhnliche. Hatte er doch von ihr vernommen, daß sie den ganzen Tag über beobachtet sei, und war dies doch der Grund gewesen, daß sie ihm die entzückende Einladung zu dem mondhellern Abend in ihrem vertrauten Gemach gegönnt hatte!

Er sah dieser Stunde mit kaum geringerer Ungeduld entgegen als Dorothea selbst, und wanderte, obwohl ein leichter Sprühregen vom grauen Himmel herabwehte, am Strande spazieren, indem er versuchte, seine eilenden Gedanken durch die beruhigende Musik der Wellen einzuschläfern. Aber er war glücklich. Der trübe Himmel und das unruhige Meer, welche den hereinbrechenden Herbst verkündeten, waren für ihn eine sanfte und liebliche Umgebung, und er hörte aus den grollenden Elementen immer nur die eine süße Melodie heraus, welche die Gewißheit der Liebe begleitet.

(Fortsetzung folgt.)



Notizen.

Deutsche Familiennamen aus Appellativbenennungen von Frauen. Von den metronymischen Namen (Grenzboden 1883, S. 330 f.), denen ein weiblicher Eigename zu Grunde liegt, unterscheiden sich diejenigen Namen, welche einen weiblichen Gattungsbegriff bezeichnen. Während es unter den Familiennamen, die zu der ersten Art gerechnet werden, einige giebt, deren Deutung auch auf andern und besonders auf dem Wege, welcher für die Erklärung der zweiten Art am meisten geeignet sein dürfte, versucht werden kann, finden sich einzelne Namen dieser zweiten Art, denen möglicherweise das metronymische Verhältnis innewohnt. Ihr wesentlicher Charakter ist aber überwiegend ein anderer: es sind sogenannte Spitznamen, welche in der mittelalterlichen Zeit überhaupt eine große, bedeutende und umfangreiche Rolle spielen.

Wenn heute Familiennamen wie Frau, Frauenzimmer, Mädchen begegnen, so erhebt sich leicht die Frage nach dem Ursprung und der Beziehung solcher ungewöhnlichen Namen. Es leidet indessen wohl keinen Zweifel, daß sie in erster Linie für einen Mann passen, dessen Aussehen dem eines Frauenzimmers gleich oder ähnlich ist. Der Hauptsache nach derselben Beschaffenheit wird der Name Jungfer sein, dessen Identität mit einem gleichlautenden Ortsnamen vorzüglich deswegen zurückgewiesen werden muß, weil er schon in einer Urkunde des dreizehnten Jahrhunderts und zwar mit ausdrücklicher Beifügung der lateinischen Übersetzung (*junctrowe puella*) verzeichnet steht. Nühren die genannten Namen von der äußern Erscheinung der Männer her, denen sie, sei es in spottendem oder harmlosem Sinne, zuerst beigelegt worden sind, so läßt sich der von dem ursprünglichen Begriff eines mythologischen Eigennamens abgelöste Name Venus, den nicht bloß zu Goethes Zeit ein weimarischer Beamter geführt hat, sondern viele Familien in Berlin, Dresden und gewiß an manchen andern Orten noch heute tragen, auf frauenhafte Schönheit eines Mannes zurückführen. Schwerer fällt es, die Beziehung der ihrer wörtlichen Bedeutung nach keinem Zweifel unterworfenen Namen Braut und Wittib zu erkennen. Metronymisch können sie nicht wohl sein, auch läßt sich der Begriff der Ähnlichkeit in Betreff einer Eigenschaft nicht leicht behaupten; wahrscheinlich berufen sie sich auf Besonderheiten oder Gewohnheiten, deren sich einige denken lassen, z. B. eines Mannes, der in auffallender Weise auf Brautschau aus-